

In den Staub

Nach Premier Desai stürzte Indira Gandhi jetzt Premier Singh. Kommen Indira und Sohn Sandschay zurück an die Macht?

Nur fünf Wochen brauchte Indira Gandhi, um ihren politischen Wiederaufstieg perfekt zu machen. Als Indiens Staatspräsident Nilam Sandschiwa Reddy am Dienstag vergangener Woche Neuwahlen ausschrieb, war Indira — fast — am Ziel.

Erst Mitte Juli hatte Indira ihren Nachfolger als Premier, Morardschi Desai zu Fall gebracht, indem sie eine Abspaltung der regierenden Dschanata-Partei förderte, durch die Desai seine Parlamentsmehrheit verlor.

Desais damaliger Finanzminister, der Führer der indischen Bauernpartei, Tscharan Singh, hatte die sogenannte Dschanata-S-Partei gründen lassen, wobei das S für sekulär stand: Singh und seine Leute wollten sich von den religiösen Eifernern um Desai absetzen, die einen nationalistischen Hinduismus predigten.

Knapp 100 Dschanata-Abgeordnete folgten Singh, weitere 75 Mitglieder der oppositionellen Kongreßpartei waren bereit, ihn zu unterstützen. Doch um die Mehrheit der 542 Parlamentarier hinter sich zu scharen, brauchte Singh



Kontrahenten Ram, Indira Gandhi
Väterchen der Unberührbaren

die 71 Abgeordneten von Indira Gandhis ebenfalls gespaltenen Kongreß-I (für Indira)-Partei.

Dazu, ließ Indira signalisieren, sei sie bereit, allerdings zu Bedingungen: „Möge er kommen und sich vor mir in den Staub werfen“, sagte sie Vertrauten, „dann werde ich davon sprechen, ihn zu unterstützen.“ Um Singh den Kniefall zu verschönern, ließ Indira in ihrem Haus indisches Konfekt für ihn bereithalten und einen Blumenstrauß. Doch der Dschanata-Spalter von der Kaste der Dschats im Nordwesten Indiens, die für ihre Sturheit bekannt ist, kam nicht.

Statt dessen schickte er Emissäre in das Haus eines Industriellen in Neu-Delhi. Dort trafen sie Indira Gandhis skandalumwitterten Sohn Sandschay. Die Unterstützung durch seine Mutter habe einen Preis, erklärte Sandschay unverhüllt: Singh müsse alle Prozesse gegen die Gandhis einstellen und die Akten vernichten.

Singh lehnte ab, nahm aber den Auftrag von Staatspräsident Nilam San-



Zurückgetretener Premier Singh
„König der Abtrünnigen“

dschiwa Reddy zur Regierungsbildung an — der Anfang vom Ende Singhs und vom Aufstieg Indiras. Denn Reddy hatte zur Bedingung gemacht, seine Parlamentsmehrheit baldmöglichst durch eine Vertrauensabstimmung zu beweisen.

Doch Vertrauen hatte Singh nicht einmal in die eigenen Gefolgsleute. Sein Parteigründer Radsch Narain beispielsweise rief allabendlich die Kabinettsminister zu Hause an, um festzustellen, ob sie nicht etwa mit korrupten Industriellen tafelten.

Anfang letzter Woche schließlich, als Singh keine Hoffnungen mehr auf eine parlamentarische Mehrheit hatte, reichte er — nach der kürzesten Regierungszeit seit der Unabhängigkeit — seinen Rücktritt ein.

Die Schuld schob er auf Sandschays unverblühte Forderungen. „Es hätte

mir zutiefst widerstrebt“, klagte er, „auch nur einen Tag länger an der Macht zu bleiben, wenn ich dieser Erpressung nachgegeben hätte.“

Ein Zurück zur Dschanata-Einheit — und damit zur Mehrheit — gibt es für Singh nicht. „Der König der Abtrünnigen ist zurückgetreten“, kommentierte ein altgedienter Parlamentarier. Und Konwar Lal Gupta, ein führender Parlamentarier der Dschanata-Partei, spottete: „Der Meisterdeserteur ist dem Parlament davongelaufen.“

Nur einer, so schien es, konnte Indiras weiteren Aufstieg noch bremsen: der dunkelhäutige Dschagdschiwan Ram, Dschanata-Chef und Führer der 89 Millionen Unberührbaren, der in der Hierarchie untersten Bevölkerungsgruppe, die in Indien seit Mahatma Gandhi Haridschans heißen — das Volk Gottes.

„In Indien kann ein Tschamar (die Kaste der Lederbearbeitenden) nie Ministerpräsident werden“, hatte Ram, von seinen Anhängern „Babudschi“ (Väterchen) genannt, oft geklagt. Denn er stammt aus einer Tschamar-Familie, die in Indien zu den Unberührbaren gehören.

„Ich werde in der Lage sein“, verkündete der Haridschan-Führer jetzt, „eine stabile und lebensfähige Regierung zu bilden.“ Das Format hätte Ram zweifellos, aber nur 203 statt der erforderlichen 272 Parlamentarier — und halt nicht die richtige Adresse.

Denn nur mit Indiras Hilfe hätte der Unberührbare regieren können. Doch gerade ihm, das zeigte sich bald, wollte Frau Gandhi nicht zur Macht verhelphen. Denn bei Wahlen hat der Outcast wenig Aussichten, große Erfolge zu erzielen. Seine Hausmacht liegt einzig im Norden, und alle Kasten sind gegen ihn.

Nur im parlamentarischen Spiel hätte Ram eine Chance gehabt — und sie womöglich, zu Indiras Lasten, genutzt. Einen Unberührbaren zu stürzen hätte Frau Gandhi aber viele Sympathien der Armen gekostet, deshalb lehnte Indira ab. So blieb Staatspräsident Reddy lediglich übrig, für Mitte Dezember Neuwahlen auszuschreiben.

Mit Ram hat die Nehru-Tochter auch den letzten Politiker ausgeschaltet, der die Dschanata-Partei hätte retten können. Denn seinen Wahlsieg vor zwei Jahren verdankte der heterogene Block nur der Überdrüssigkeit der meisten Inder an Indira Gandhi und ihrem selbstherrlichen Sohn Sandschay.

Ob die Angst vor dem Duo noch einmal ausreicht, Indiras Rückkehr zur Macht zu vereiteln, scheint fraglich. Schon liefen neun Abgeordnete zur Indira-Partei über, und auch beim Wahlvolk steigt ihr Stern: Drei von vier indischen Wählern, ergab die letzte Umfrage, sind wieder für Nehrus Tochter. ◆